

Jerzy Afanasjew
Ein moosbewachsener Spiegel

Jerzy Afanasjew

Ein moosbewachsener Spiegel

Surreale und groteske
Prosamiaturen

Aus dem Polnischen
von Gregor Simonides
und Tobias Rößler

Mit einer Einführung
von Rolf Fieguth

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung unter Verwendung von Adobe Photoshop.

Originalausgabe: *Lustro porośle mchem*, Kraków:
Wydawnictwo Literackie 1985 © Jerzy Afanasjew.

ISBN 978-3-86813-220-5
E-Book ISBN 978-3-86813-871-9

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2026. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
bedarf der Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere
auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen, Text- und Data-Mining
sowie Einsatz und Training von KI-Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin
info@frank-timme.de
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Einführung

*E*in *moosbewachsener Spiegel* enthält 63 kleine Prosa-Stücke des hier erstmals ins Deutsche übersetzten polnischen Autors Jerzy Afanasjew. Es sind Miniaturen, die virtuos auf dem Grat zwischen Bekanntem und Verblüffendem, Zeitlosem und Geschichtstraumatischem, Innenwelt und Satire tanzen. Jede von ihnen liefert ein oft poetisch komprimiertes, rhythmisch prägnantes Porträt einer Person oder einer Personengruppe.

Die Atmosphäre wird zunächst bestimmt durch allerlei liebenswürdige Außenseiter und Gauklerfiguren, die an das Ende ihrer Existenz gelangen – darunter der Briefträger im Baum, der alte Zirkusakrobat, der Don-Quijote-artige Feuerwehrmann, der kleine Beamte auf Himmelfahrt im Taxi, der Feuerschlucker, der zum Rauchspeier wird, der dichtende Kohlenfuhrmann, der alte Souffleur, und allen voran der erblindende Spiegelmacher der Titelgeschichte. Diesen Existenzen gesellen sich aber auch unheimliche Perverse hinzu: der Chirurg, der sein eigenes Herz totoperiert, der Tierquäler Rudolf, der gärtnernde Henker, der im Selbstmord endet, der sentimentale bücherliebende deutsche Offizier, der den alten Roma-Geiger erschießt, der Eroberertrupp, der die Besiegten zum Fußballspiel mit dem Kopf ihres exekutierten Führers zwingt, der lebensfrohe Erfinder einer menscheitsvernichtenden Militärwaffe.

Ein weiterer Personenkreis umfasst Doppelgänger und Sprossgeburten des Erzähler-Ichs, darunter der Ruderer, den plötzlich

die Eltern mit Hinweisen auf Dostojewski und Bunin kritisieren; der schriftstellernde Langstreckenschwimmer, der knapp das Ziel verfehlt; der deprimierte Dichter, der seine Werke im Garten vergräbt und an der Stelle plötzlich einen Wildrosenstrauch stehen sieht. In diese Reihe gehören auch die Figuren, die besonders mit Franz Kafka konnotiert sind – der Spiegelmacher, der »Franz N.« heißt und eine düstere Dostojewski-Seele hat; der kleine Büroangestellte, der seinen Chef in das Spinnennetz seines Wohnzimmers lockt; der Guillotine-Henker, dessen Maschine vor dem Kopf des königlichen Narren stockt.

Fast immer stehen die Innenwelten der Protagonisten im Vordergrund, aber es fehlt nicht an bestürzenden Reminiszenzen an den letzten Weltkrieg, an Auschwitz und an die Flucht auf Eisschollen und über gefrorenes Meer. Nicht übersehen werden sollte ferner der volkspolnische Kontext des Kriegsrechts in den 1980er Jahren, in denen die Miniaturen samt ihren regimekritischen Motiven entstanden; Beispiele sind der Fernsehsprecher, dem der vernichtende Spiegel vorgehalten wird; das Äffchen, das die Bewegungen eines Politikers imitiert; die Eisläufer, die ihre freiheitlichen Bewegungen auch unter Wasser fortführen; der angekettete Bär, der seine Freiheit im Tanz über glühenden Kohlen sucht.

Der Autor Jerzy Afanasjew wurde 1932 in Wilna (Nowa Wilejka) geboren und landete nach dem Krieg auf Umwegen im polnisch gewordenen Danzig. Hier war er Mitbegründer des Studententheaters *Bimbom* und des *Zirkus Familie Afanasjeff*, arbeitete im regionalen TV und schuf als Literat in zahlreichen Genres neben Autoren wie Andrzej Januszajtis (1928), Stefan Chwin (1949–2018) und dem jüngeren Paweł Huelle (1957–2023) eine spezielle geistige Lokalatmosphäre. Er starb 1991 als *der Magier von Zoppot*.

Gregor Simonides entdeckte das Buch *Ein moosbewachsener Spiegel* 1989 in einem polnischen Antiquariat und schuf gemeinsam mit Tobias Rößler die vorliegende schöne Übersetzung. Beide sind zuvor als Übersetzer der Dichter Rafał Wojaczek (1945–1971) und Andrzej Kanclerz (geb. 1963) hervorgetreten.

Rolf Fieguth

Wir schritten über Wolken hinweg

Wir schritten über Wolken hinweg. Um mich herum eine unermessliche Menge von Menschen, die allesamt elegant gekleidet waren. Auf dem Kopf trugen sie einen Hut oder ein Barett und unter dem Arm ein kleines Bündel. Die Wolken leuchteten in der untergehenden Sonne. In der Tiefe waren Dörfer und Städte zu sehen und auch geheimnisvolle Wälder, in ewige Schatten getaucht. Von der Sonne geblendet, schritten wir schweigend dahin in der Hoffnung, an das Ende unseres Weges zu gelangen. Ich versank bis zu den Knöcheln in weißem Wolkendunst. Tautröpfchen hatten sich auf meinen Schuhen gebildet. Links von mir ging ein korpulenter, ins Leere starrender Mann, der sich mit einem Stock vorwärtstastete. Offenbar ein Blinder. Rechts ging ein kleines Mädchen, das einen Puppenwagen vor sich her schob.

»Wer bist du«, ertönte eine Stimme. »Wer bist du? Bist du nicht der, der früher einmal Gedichte schrieb und in der Welt nach seinem Alter Ego suchte?«

»Aber das ist doch niemand anderes als ich selbst«, versuchte ich mir einzureden, um mich von der Aufdringlichkeit dieses Gedankens zu befreien.

Plötzlich entstand unmittelbar vor mir in den Wolken ein Loch. Leichtfüßig sprang ich darüber hinweg, und nachdem ich mir den Staub vom Revers meines Gehrocks abgeklopft hat-

te, blickte ich mich im Weitergehen neugierig um. Die Wolken wurden immer dunkler. Es wehte ein kalter Wind. In der Tiefe tobte ein Unwetter. Ich hörte dumpfes Donnernrollen. Viele Menschen dort unten kämpften in gebeugter Haltung gegen den kalten Wind an, der so heftig wehte, dass sie die Hüte und Mützen festhalten mussten, während ihre Schals wild hin und her flatterten.

Ein kleiner Schmetterling ließ sich auf meiner Schulter nieder. Der Wind rüttelte an seinen Flügeln. Sofort fasste ich neuen Mut. Obwohl ich weder den Tag noch die Stunde kannte, ging ich zuversichtlich weiter. Ich wusste, dass noch ein weiter Weg vor mir lag und dass der Wind meine Spur verwehen würde. Er blies mir so eisig ins Gesicht, dass ich die Augen zusammenkneifen musste. Da sah ich mit einem Mal vor mir mein eigenes Bild und das Abbild der Welt. Ich spürte, wie die Wolken in mein Herz eindrangen. Ruhig und gleichmäßig pochte mir das Herz unter der Hand – meiner Hand, die sich so sehr sehnte nach der feuchten Erde und dem grünen Gras.

Der alte Zirkusakrobat

Er hatte noch das fröhliche Geschrei des Publikums im Ohr. Vor seinem geistigen Auge sah er die Haarschöpfe der Erwachsenen, die runden Kinderköpfchen und die vielen lachenden Gesichter, er sah aber auch, wie die zierliche Seiltänzerin hoch oben unter der Kuppel des grauen Zeltens balancierte, wie die Clowns ihre akrobatischen Kunststücke aufführten und die dressierten Tiere wild in der Arena umhersprangen.

Es war sein letzter Arbeitstag im Zirkus. Rinaldo, denn so hieß der Mann, war hier jahrelang der Direktor gewesen, und mit seinen Kunststücken hatte er gar manchen zum Staunen gebracht.

Zum Abschied schenkte ihm die versammelte Mannschaft eine schöne Urkunde – und eine Krawatte. Da er gewöhnlich nur Polohemden trug, wunderte er sich zwar darüber, freute sich aber trotzdem über das Geschenk. Die Krawatte wies ihm den Weg zur feinen Lebensart eines ehrenwerten Rentnerdaseins.

Als er nach Hause gekommen war, zog er ein Feiertagshemd an und nestelte so lange an der Krawatte herum, bis ihm endlich ein ganz passabler Krawattenknoten gelungen war. Das Krawattenbinden machte ihn sehr glücklich und wurde über viele Monate hinweg zu einem heiligen Ritual. Jeden Morgen nach der Rasur betrachtete er im Spiegel sein greisenhaftes Gesicht mit den abgrundtief-traurigen Augen und band sich dann die seidene Krawatte mit feierlicher Bedächtigkeit und einem

fast schon zärtlichen Blick. Die Seide schillerte in allen Regenbogenfarben und fühlte sich angenehm geschmeidig an. Im Laufe der Zeit wurden Rinaldos Krawattenknoten immer hübscher. Wenn er durch die Straßen ging, glaubte er, die Leute würden ständig auf seine Krawatte schauen und den auffallenden Knoten bewundern.

Die Zeit verging, und Rinaldo verspürte ein immer größeres Verlangen, aus allem einen Knoten zu machen. Die Krawatte allein genügte ihm nicht mehr. Viele Stunden brachte er damit zu, Gardinen zu schönen Knoten zusammenzubinden, er verknotete Jacken oder Pullover, und sogar aus Bindfäden machte er winzig kleine Knötchen. Unzählige Stunden verbrachte er mit dieser Tätigkeit. Er schwitzte dann vor lauter Anstrengung und vor Angst, jemand könnte ihn dabei stören.

Monate und Jahre vergingen. Rinaldo wurde immer älter, doch seine Leidenschaft für Knoten blieb bestehen. Tag für Tag zelebrierte er das aufwendige Krawattenbinden mit derselben feierlichen Bedächtigkeit. Allmählich nutzte sich der Stoff der Krawatte ab und verlor an Glanz. Trotzdem schien sie mit ihrem Farbenspiel und dem pompösen Knoten immer noch die Passantenblicke auf sich zu ziehen.

Während des Krawattenbindens sah Rinaldo manchmal wie durch einen Schleier hindurch die ehemalige Manege. Ganz leise hörte er dann auch das Lachen der Menschen, den Applaus des Publikums und sogar das metallische Klirren der Trampoline.

Doch mit der Zeit verblassten diese Erinnerungen. Oftmals schaute er, wenn er von der ewigen Knotenbinderei ganz erschöpft war, zum Fenster hinaus, sah draußen die Vögel, die Bäume und die auf den Baugerüsten arbeitenden Männer. Verwirrt bemerkte er, dass man ihn genauestens beobachtete und dass sich manch einer an die Stirn tippte, um mit diesem eindeutigen Zeichen den Geisteszustand unseres Helden zum Aus-

druck zu bringen. Rinaldo flüchtete sich dann lautlos hinter die wehenden Gardinen (es waren verknotete Gardinen) und schwieg.

Eines Abends begab er sich zur Müllhalde nahe der Stadt. Am Himmel funkelten schon die ersten Sterne. Er zog sich völlig aus und setzte sich auf die Erde, um seinen eigenen Körper in einen riesengroßen Knoten zu verwandeln. Zuerst steckte er den Kopf zwischen die Beine hindurch, dann die Arme und die Schultern, wobei er seinen mageren Körper so sehr drehte, streckte und verrenkte, dass aus seiner menschlichen Gestalt ein verknäultes Gebilde wurde. Er sah nun wie ein umgestülpter Handschuh aus. Ihm war klar, dass man ihn am nächsten Tag in genau dieser Stellung tot auffinden würde. Und während er seine Knochen brechen hörte, wurde mit Hilfe übermenschlicher Willensanstrengung ein menschlicher Knoten aus ihm. Noch war er am Leben. Auf dem Gesicht, das in der Dunkelheit verborgen lag, traten die Adern hervor, und der Mund war wie zu einem Schrei geöffnet. Rinaldos Augen fanden am Himmel seinen Glücksstern, und mit sehnsüchtigem Blick nahm er das Gesehene in sich auf. Obwohl der Stern nur stumm auf seine Qualen herabschaute, glaubte Rinaldo die Rufe der Zirkusbesucher zu hören, und plötzlich erkannte er in dem leuchtenden Stern das Gesicht der kleinen Seiltänzerin wieder.

Ein ekelhafter Geruch aus Menschenurin und verfaulenden Großstadtabfällen drang von der Müllhalde zu ihm herüber. Doch unter all diesem scheußlichen Gestank bemerkte er auf einmal den feinen, frühlingshaften Duft eines Apfelbaums, der irgendwo in der Ferne blühte.

Das war das Letzte, was Rinaldo wahrnahm und empfand.

Dann wurde es für immer Nacht. Angeblich soll in dieser Dunkelheit der Mond aufgegangen sein, und mancher einer will es sogar gesehen haben.